



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In der tiefsten Mine der Welt

berufen! Unterstützung der katholischen Presse! Förderung der Missionen!“ um nur einiges zu nennen. Adressen werden an höchste Stellen gesandt, die „berufenen Führer“ machen glauben, daß die große Armee auf dem Punkte steht, einen entscheidenden Schlag zu führen, aber wenn die Gewehre geladen werden sollen, persönlich Anforderungen gestellt werden, dann schmilzt die große Armee hinweg wie Schneeflocken in der Sonne. Wir wissen alle, was getan werden müßte; aber andere sollen es tun.

„Ich schlage vor . . .“; „Ich stimme bei . . .“; „Man sollte eigentlich . . .“
Ja, die Schwächer in der streitenden Kirche sind „Legion“. Beim Schwätzen bleibt es oder sie schlafen wieder ein.

Die Schaffenden, diejenigen, welche das Gesprochene auch ausführen, das sind die wirklich streitenden Katholiken. Sie bilden die Elite der großen Armee. In der Feuerlinie, im Schützengraben, vorm Feinde — da ist der Platz wo man sie findet: die wirklich kämpfenden Soldaten. Ein Heerführer jagte einmal: „Schlachten werden nicht mit defensiver Strategie gewonnen“; das weiß übrigens jeder Soldat. Kampf erfordert Anstrengungen, Entbehrung, restlos sich hingeben für eine Sache. Und wahrhaftig der „Tatkatholik“ kämpft für eine gute Sache. Gedeckt von der schweren Artillerie der unfehlbaren Lehre der Kirche, unter einer von Gott selbst geleiteten Führerschaft denkt der katholische Christ nur an das Vortragen der Kampfeslinie und an Terraingewinn im Heimlande und im Heidenlande. Er ist sich bewußt die Aufgabe der Kirche ist seine Aufgabe; ihre Kämpfe sind seine Kämpfe, ihre Niederlagen sind seine Niederlagen; ihre Siege sind seine Siege. Schwächen wir uns selber nicht; stehen wir uns nicht im Weg, sind wir auch nicht mißgünstig aufeinander: graben wir uns vor allem nicht die Kanäle ab, welche den Missionsgedanken fördern und tatkräftig nähren. Beachten wir und befolgen wir den letzten Willen des Heilandes: „Geht hinaus in alle Welt und lehret aller Kreatur die frohe Botschaft!“ Schlafen wir nicht, schwächen wir nicht, sondern handeln wir, damit nicht eines Tages die Schwäche der Kirche und des Glaubens die Folge der Sorglosigkeit unseres Lebens war.

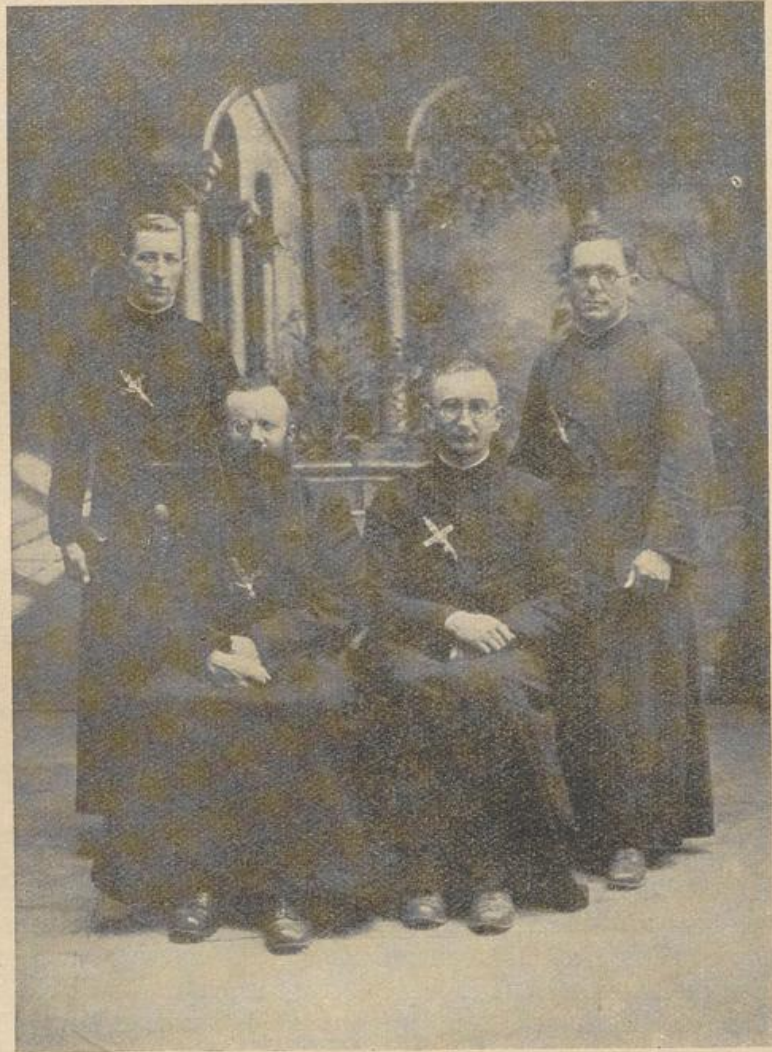
P. D.

In der tiefsten Mine der Welt

An einem kalten Julimorgen stiegen ein Freund und ich, angetan mit warmem Überzieher und einem Stahlhelm auf dem Haupte zu Johannesburg in einen Förderkasten oder Korb, der an einem scheinbar dünnen Drahtseil über einem Schachte hing, und nach weiteren 18 Minuten waren wir tiefer im Innern der Erde, als je ein menschliches Wesen gedrungen war, denn die Goldmine „Deep Village“ Johannesburg im Transvaal ist mit ihren 2666 Metern unter der Erdoberfläche die tiefste der Welt.

Außerhalb der Mine liegt ein hoher ausgestreckter Berg, welcher das Gestein darstellt, welches bis heute aus der Tiefe heraufgeholt wurde und aus dem 125 Tonnen reines Gold gewonnen wurden. Er stellt auch das Resultat zwanzigjähriger schwerer Arbeit dar, welche bis jetzt an Maschinerie und Arbeitslöhnen 240 000 000 Mark gekostet hat.

Der Kopf der Mine stellt wie bei anderen Minen einen Aufbau dar, an welchem sechs Aufzüge mit Körben hängen, von denen jeder 5 Tonnen heben kann. Die 2 Personenaufzüge, deren Förderkasten dreistöckig sind, können je 40 Personen in die Tiefe und herauf be-



Die im letzten Jahre in Mariannhill eingetroffenen Missionsbrüder:
Br. Nikolaus; Br. Korbinian; Br. Johannes; Br. Clement

fördern und sie laufen zu bestimmten Zeiten, genau wie Eisenbahnzüge. Sie befördern jeden Tag, d. h. je 24 Stunden 300 Europäer und 3 000 Schwarze in die Tiefe und herauf.

Unser Führer, welcher in der Grube Staubinspektor war, schob uns in einen der Aufzüge und wir fuhren hinunter in die Dunkelheit,

und das vollständig geräuschlos, wenn wir von dem eigentümlichen Singen, welches der Luftzug und die Reibung an den Gleitschienen verursacht, absehen. Die Schnelligkeit steigerte sich beständig und ich befürchtete schon, wir bekommen überhaupt keinen Boden mehr, da warf uns der Korb auf einmal etwa einen Meter in die Höhe. Wir waren unten. Ich sagte zu dem Inspektor, da ist aber ein guter Puffer, daß man so in die Höhe geworfen wird. Er erwiderte, das ist das dünne Drahtseil von Stahl, das Sie oben mit Mißtrauen beobachtet haben. 1000 Meter in der Minute oder 55 Kilometer in der Stunde, war die Schnelligkeit, mit welcher wir in die Tiefe gefahren waren, es ist das, sagt der Inspector die größte zulässige Schnelligkeit für Personalförderung, die Materialzüge fahren mit 250 Meter in der Minute den Schacht hinab. Genau 80 Sekunden nach der Abfahrt waren wir unter angekommen. Die Türe des Korbes öffnete sich auf eine geschäftige Straße und Wechselstelle, alles so dunkel wie ein weißer Weg in Mitternacht. Schwarze nur mit Lendenschurz bekleidet schoben kleine Rollwagen mit Erz gefüllt in Öffnungen auf jeder Seite der Elevatoren, damit sie nach oben befördert würden. Hier ist die Wechselstelle, sagte der Inspector, das Ende des ersten Abschnittes. Lassen wir die Mäntel hier, unten wird es zu warm. Wir sind jetzt in 1015 Meter Tiefe. Er führte uns zu einem Rollwagen auf Schienen, auf welchem wir Platz nahmen und nun gings auf einer Neigung von 45 Grad abwärts in ein dunkles Loch. Von der Erdoberfläche senkrecht hinabfahren, kommt einem viel natürlicher vor, als auf einer solchen Neigung ins Dunkle rutschen wie auf einer Kellertreppe. Da glühten auf einmal Lichter auf, wir kamen an einigen Stollen vorüber, in denen gearbeitet wurde, aber sie verschwanden hinter uns, wir fuhren weiter, bis wir weitere 750 Meter hinter uns hatten, und auf einmal wieder, wie oben, einen kleinen Luftsprung machten. Wir waren an einem neuen Zentralpunkt angekommen. Er kam mir außerordentlich groß vor, mit Rücksicht darauf daß wir uns mehr als $1\frac{1}{2}$ Kilometer unter der Erdoberfläche befanden. Betonwände von $2\frac{1}{2}$ Meter Dicke zeugten davon, daß man sich der Gefahr des großen Druckes von oben bewußt war und es ernst nahm. Aber am Ende unserer Bahn waren wir noch nicht. Wir wechselten wieder unser Gefährt und mußten uns diesmal in den Materialzug setzen. Jeder der vielen Stollen, die wir passierten, war wärmer als der vorhergehende. Endlich, am 37. Stollen 2689 Meter unter der Erdoberfläche machte unser Führer Halt, um Luftproben zu nehmen, und hier sagte und der Ingenieur, der für die Ventilation zu sorgen hatte, daß er täglich 10 Tonnen — 200 Zentner — Eis notwendig habe, um die frisch in die Stollen getriebene Luft zu kühlen. Am Ende des Stollens waren nackte Schwarze damit beschäftigt, unter Leitung von Weißen mittels Bohrer, welche mit komprimierter Luft getrieben wurden, Löcher

ins Gestein zu bohren. Weiße wie Schwarze triefen von Schweiß. Das Geräusch der Bohrer war schrecklich. Der Felsen, den die Schwarzen gerade bohrten, hatte eine Temperatur von 95 Grad Fahrenheit (35 C.) Diese tiefste Sohle der Mine ist wohl nur das vorläufige Ende des Schachtes, es ist elektrisch beleuchtet, 7 Meter weit und $2\frac{1}{2}$ Meter hoch. Als wir so da saßen auf den Steinen und die Felsendecke über unserem Kopfe besahen $2\frac{1}{2}$ Kilometer dick von solidem Gestein, weit ab vom Weltgetriebe von Johannesburg, machte es auf uns einen eignen Eindruck. Indessen war es da zu warm, um lange zu bleiben und sich den Eindrücken zu überlassen und so machten wir uns wieder auf den Weg zur Oberfläche und eine halbe Stunde später waren wir wieder im hellen Sonnenschein.

Die „Village Deep“ allein hat, alles zusammen genommen 55 Kilometer Wege und Stollen unter der Erde, während die Wegelänge aller Transvaal-Goldminen eine Länge von 5000 Kilometern ausmachen würde. Unter Johannesburg steigt das Thermometer beständig mit der Tiefe, und die Ingenieure haben berechnet, daß die Temperatur bei 3000 Meter Tiefe 41 Grad Celsius betragen und in 9500 Meter das Wasser kochen würde. Die Zahl der in den Goldminen und was damit zusammenhängt, arbeitenden Eingeborenen beträgt über 200 000.

Missionspost

Diese Zeilen schreibe ich Ihnen auf der Veranda unseres Priesterhauses in St. Henry. Es ist Sonntag Nachmittag. Soeben sind die letzten Christen heimgegangen und ich freue mich einige Stunden allein zu sein. Ich hatte heute eine vollzählige Gemeinde und eine für St. Henry große Zahl Beichten und Kommunionen. Nun, nach getaner Arbeit ist gut ruh'n und ich benutze diese Muße, um mit Ihnen ein wenig aus der Mission zu plaudern.

Um beim nächstliegenden anzufangen, St. Henry, wo ich heute Gottesdienst gehalten, ist unsere südlichste Außenstation, gut 5 Reitstunden von Mariannahill entfernt, also von unseren 25 Außenstellen noch nicht die entfernteste. Die Station hat eine reizende Lage. P. Ludger, der mich kürzlich auf einer Außentour begleitete, war ganz begeistert für St. Henry. Von der Veranda aus bietet sich eine wunderschöne Aussicht auf den nahen Indischen Ozean. Die Ozeandampfer sind in ziemlich scharfen Umrissen zu sehen. Ich glaube mit Hilfe eines Fernstechers hätten Sie damals auf Ihrer Heimreise nach Europa diesen unsern südlichsten Außenposten leicht wahrgenommen. So schön St. Henry gelegen ist, seine einstige Bedeutung für die Mission hat es ziemlich verloren. Die früher so blühende Mission ist sehr zurückgegangen, da sie nicht mehr zentral gelegen ist. Erst kürzlich wieder mußten alle Eingeborene, die zwischen der großen Hauptstraße und dem Strand wohnten, ihre Plätze räumen. Das bedeutet für unsere Mission keinen geringen Verlust. Allerdings wurden die Schwarzen für ihre Hütten reichlich abgefunden und so zufrieden gestellt. Jetzt verkauft die Regierung für hohe Summen das Land an die Weißen. Südlich rücken die Zuckerrohrfelder bis dicht an unser Kirchlein heran. So ist die Verdrängung durch die Europäer der eine Grund dafür, daß die Zahl unserer Christen hier gesunken ist.

Andererseits machen sich die verderblichen Einflüsse der nahen Großstadtkultur mit ihren Schattenseiten bei den Zulus unangenehm bemerkbar. So hat hier eine böse Anstie unter den Schwarzen Platz ergriffen. Alkoholische Getränke sind